

He, Kaeseberg

Dank der Deutschen Bank findet Ostkunst zum Westgeld – Beobachtungen auf der Art Cologne / Von Cornelia Uebel

Friedhelm Hütte kauft auf der Art Cologne Kunst für die Deutsche Bank. Allerdings würde sich Herr Hütte jetzt gern ein Würstchen kaufen. Doch dazu muß er sich erst aus dem Griff des Düsseldorfer Galeristen lösen, der seit einigen Minuten unerbittlich Aufmerksamkeit für seine Kunstschatze fordert. Der Galerist weist auf ein Monumentalwerk – drei mal zwei Meter. »Haben Sie nicht noch irgendeinen Neubau, wo der Mansen reinpassen würde?«

Friedhelm Hütte ist als Kunsthistoriker im Frankfurter Generalsekretariat der Deutschen Bank angestellt. Deutschlands mächtigstes Geldinstitut investiert nicht nur in Aktien, sondern auch in Kunst. Über die Höhe seines Etats kann Friedhelm Hütte nicht reden oder vielmehr: Er will es nicht. Die Antwort auf die Frage, warum Kunst, wo doch auch Topfpflanzen schön anzuschauen sind, ist entwaffnend. Selbstverständlich hat die Bank auch Topfpflanzen. »Aber dann gibt es ja noch die Wände«, erklärt der Kunstexperte. Und da sagt auch jemand, der sich nicht so für Kunst interessiert: »Da müssen Bilder hin.« Und schließlich ist es Topfpflanzen nur sehr selten gegeben, über die Jahre hinweg im Wert zu steigen.

Vom Trend zur künstlerisch dekorierten Schalterhalle profitieren momentan auch ostdeutsche Künstler. Über 240 Filialen hat die Deutsche Bank in den ostdeutschen Ländern eröffnet. Das sind eine ganze Menge nackter Wände. Und eine ganze Menge neuer Kunden, denen sich die frisch ins Stadtbild eingepflanzte neue Bank mit ostdeutscher Kunst als Kulturträger und damit Identitätsbewahrer präsentieren will. Beim Kontakt mit den Künstlern, erklärt Friedhelm Hütte, gebe es kaum Berührungängste. Das Kapital wird als Kunde akzeptiert, und der künstlerischen Freiheit sind von seiten der Bank keine Grenzen gesetzt.

Die Wiedervereinigung der Künste wird von den privaten Sammlern und staatlichen Museumseinkäufern geprägt. Für das Interesse an der »Ost-Kunst« sind dabei ökonomische Gründe plausibler als wissenschaftliche Bewertung. Da sind auf der einen Seite private Kunstsammler wie etwa die Deutsche Bank, die ihre Investitionen im Osten mit dem Kunsteinkauf moralisch unterfüttert: und da sind westliche Sammler wie der Aachener Schokoladen-Fabrikant Peter Ludwig, die schon vor der Wende vom Staatlichen Kunst-

handel der DDR gekauft haben und ihre Auswahl jetzt verteidigen. »Es steht viel auf dem Spiel für die Grenzgänger«, schreibt T. A. Greif in der ostdeutschen Zeitschrift »Bildende Kunst«, »die Investitionen von Jahren und der eigene Ruf drohen verspekuliert zu werden, wenn die Ware plötzlich tatsächlich das sein soll, was sie eben noch gewesen ist: hochrangiger Kunstausweis der anderen Staatlichkeit.« So wird mit den Kunstwerken »Made in East Germany« spekuliert – mit dem ehemaligen Untergrund ebenso wie mit dem vormals hoch Dekorierten. Auf der teuren Art Cologne, die längst nicht jeden in ihre Hallen läßt, konnten sich in diesem Jahr immerhin siebzehn ostdeutsche Galerien ihren Platz sichern.

Achtundzwanzig Galeristen aus Westdeutschland, Großbritannien, Skandinavien,

*Ostgaleristen bringen ohne
Ressentiments ihre Produkte am
Markt unter.*

Frankreich und den USA scherten aus der Phalanx der Kunsthändler aus und richteten, vier Kilometer von den Messehallen am Kölner Rheinufer entfernt, die Gegenmesse UNFAIR aus. Ein Versuch, Traditionen aus den 60er Jahren wieder zu beleben. Damals diente die Kölner Kunstmesse noch vorrangig dem Kulturaustausch – vor allem mit den US-Amerikanern – und erst in zweiter Linie dem Handel.

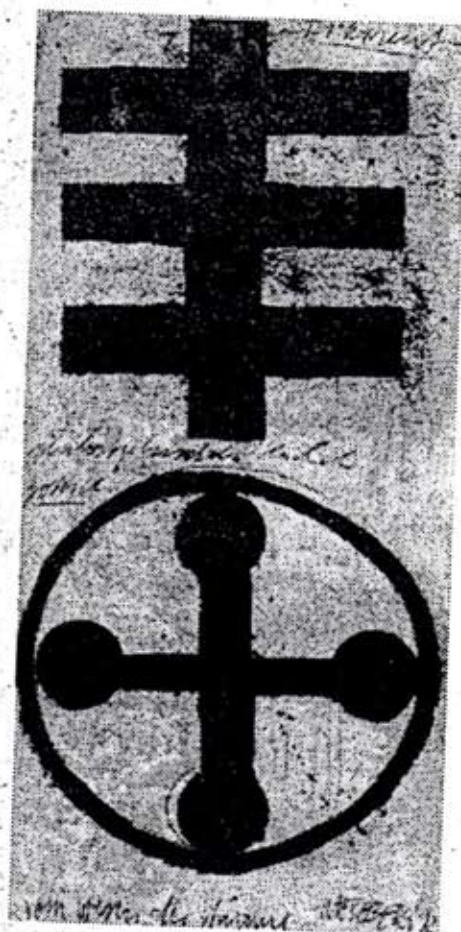
Ob der UNFAIR der Rückschritt, der ein Fortschritt wäre, gelungen ist, darüber ließe sich streiten. Von der wehevollen Atmosphäre der Art, die an ihrer Distinguiertheit förmlich erstickt, war auf der Gegenmesse jedenfalls nichts zu spüren.

Ostdeutsche Galeristen ließen sich auf der UNFAIR nicht sehen. Die Kunstszenen in Ost und West, deren Arbeit man vergleichen könnte, kennen sich noch nicht. Wenn es, wie auf der Art, ums Geld geht, funktioniert der deutsch-deutsche Kulturaustausch offenbar nur schlecht. »Das Problem mit den DDR-Leuten ist, daß die überhaupt kein Interesse an dem haben, was wir machen«, behauptet der Kölner Galerist Christian Nagel, einer der Mitbegründer der UNFAIR. Nagel war noch vor der Wiedervereinigung im Osten, um Kontakte zu knüpfen. Was immer dort passiert

sein mag, es muß ihn enttäuscht haben. Daß die Künstler und Galeristen in Berlin, Leipzig oder Chemnitz Geld verdienen wollen, findet er nicht verwerflich, man ist ja selber Galerist. Aber daß sie sich dem Dialog verweigern, das kränkt ihn: »Es hat sich überhaupt kein Austausch ergeben.« Die Geschäftigkeit und Umtriebigkeit der ostdeutschen Berufskollegen verblüfft ihn. Während er zusammen mit anderen Galeristen auf der UNFAIR neue Vertriebswege und -formen ausprobierte, beschreiten die Ostgaleristen ohne Ressentiments und mit sehr viel Energie die klassischen Wege, um ihre Produkte am Markt unterzubringen.

Halle 5. In einer der Förderkojen begrüßt Gerd Harry Lybke die Leute nach allen Seiten mit »Guten Tag« oder »Hallo«. Der Leipziger Eigen+Art-Galerist kennt viele Messe-Besucher, und viele kennen ihn. Lybke ist zwar jung, aber für die Legendenbildung ist es nie zu früh: Mit zehn Mark in der Tasche und ein paar Kunstwerken soll er kurz nach der Wende und noch vor der Währungsunion zur Frankfurter Kunstmesse gefahren sein. Hätte er damals nichts verkauft, er wäre völlig überschuldet wieder nach Leipzig zurückgekehrt. Es kam anders. Lybke hat jetzt eine Galerie in Leipzig und eine in Berlin, demnächst packt er die ganze Kunst-Familie der Eigen+Art in ein Flugzeug, um vier Monate lang in New York zu leben, zu arbeiten und zu verkaufen. New York muß jetzt sein, meint Lybke, zumal die Stadt in Kunstkreisen rapide an Image verliert. »Da muß man noch mal ausgestellt haben, bevor der ganze Mythos weg ist.«

Harry Lybke will nicht mehr in Ost- oder West-Kategorien denken. Er denkt international. Die Künstler, die er vertritt, sind keine Ostdeutschen, allenfalls Dresdner oder Leipziger, in erster Linie aber Künstler. Das Label »Ost-Kunst« lehnt er vehement ab. »He, Kaeseberg«, brüllt er über den Stand einem seiner Künstler zu, »wie ist das jetzt mit dem Ostdeutschen, wollen wir den im Reservat leben lassen oder wollen wir ihn zivilisieren?« Der Künstler Kaeseberg schweigt. Das Wichtigste, findet Lybke, ist doch, daß ein Künstler seine Arbeit macht und daß es jemanden gibt, der sagt, daß ihm diese Arbeit wichtig ist. Im selben Augenblick biegt Friedhelm Hütte von der Deutschen Bank auf der Suche nach Ostkunst in den Eigen+Art-Stand ein und wird freundlich empfangen. Die Deutsche Bank hat noch Wände frei, und Gerd Harry Lybke hat die Kunst.



Vom Wesen der Stämme –
Stele I, II, 1992. 90x190
von Kaeseberg (Tomas Fröbel).